

LEIGH HIMES

Die zwei Seiten meines Herzens

Buch

Abbey Lahey ist die typische glücklich verheiratete, berufstätige Mutter, die eigentlich nicht richtig glücklich ist. Ihr Leben pendelt zwischen der Zeit mit ihren zwei Kindern, bei der sie ein schlechtes Gewissen hat, nicht genug für die Arbeit zu tun, und den Stunden im PR-Büro, in welchen sie bereut, nicht für ihre Kinder da zu sein. Und auch mit Jimmy, ihrem Mann, lief es schon deutlich besser, Geld ist ein ständiges Thema. Auch deswegen hat sich Abbey dazu entschlossen, die sündhaft teure Handtasche, die sie vor ein paar Tagen gekauft hat, wieder zurückzugeben. Doch leider hat sie auf der Rolltreppe des Geschäfts einen kleinen Unfall – sie stürzt, stößt sich den Kopf und ist, als sie wieder zu sich kommt, in einem Parallelleben gelandet. Und zwar in einem ziemlich luxuriösen – inklusive dem Mann, dem sie vor Jahren einen Korb gab, der aber immer noch sehr sexy ist ...

Autorin

Leigh Himes wurde in Greensboro, NC, geboren und wuchs auch dort auf. Sie arbeitete vierzehn Jahre im PR-Bereich, heute lebt sie mit ihrem Mann und zwei Kindern in der Nähe von Philadelphia. *Die zwei Seiten meines Herzens* ist ihr erster Roman bei Blanvalet.

Weitere Informationen unter: www.leighhimes.com

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

Leigh Himes

Die zwei Seiten meines Herzens

Roman

Deutsch von Claudia Geng

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The One That Got Away« bei Hachette Books, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Leigh Himes

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Margit von Cossart

Umschlaggestaltung und -illustration: www.buerosued.de

LH · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

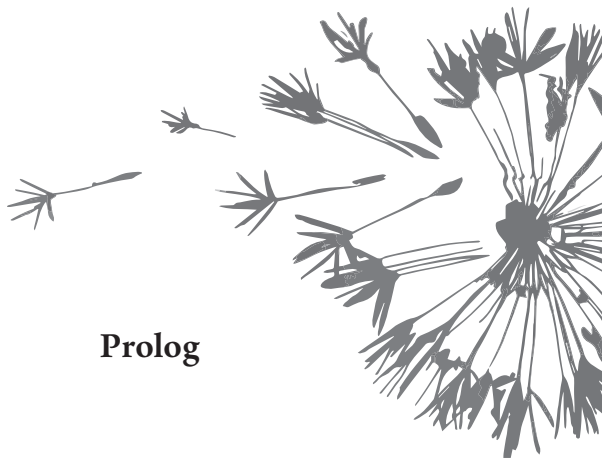
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0272-1

www.blanvalet.de

Für Shelby



Prolog

Scheiß auf dich, Marc Jacobs.

Dies waren die Worte, die mir auf der steil nach oben führenden Rolltreppe zum Kundenservice durch den Kopf gingen. Innerlich fluchend stellte ich mich auf einen harten Kampf ein.

Es war ein Samstagmorgen. Das Kaufhaus war bereits voller Kunden, die der Verlockung von neuem Leder und Hundert-Dollar-Gesichtscremes nicht widerstehen konnten. Ich hätte es besser wissen müssen, denn auch ich war der Kaufsucht verfallen und bezahlte nun den Preis dafür.

Mein Plan war einfach: betteln. Sie *mussten* einfach die glänzende rote Ledertasche zurücknehmen, obwohl ich sie schon zwei Wochen mit mir herumgetragen hatte und obwohl sie von meiner fünfjährigen Tochter mit einem tiefen Kratzer verziert worden war – unbeabsichtigt natürlich, sie hatte ein chinesisches Essstäbchen in ein Laserschwert verwandelt und mich zu einem Gefecht aufgefordert. Ich hoffte, dass die Person, die an diesem Morgen am Kundenserviceschalter arbeitete, schlechte Augen hatte oder ein großzügiges Herz oder beides.

Mit vor Wut geröteten Wangen balancierte ich die glänzende silberne Schachtel auf einer Hand und hielt sie sorgfältig von meiner regennassen Jacke und dem tropfenden Schirm unter meinem Arm entfernt, um nicht noch weiteren Schaden anzurichten. In der anderen Hand hielt ich einen Kaffeebecher. Die dampfende braune Flüssigkeit schwappte über meine Finger, auf meinen Ärmel und das langsam rotierende Metall unter meinen Füßen.

Ich selbst dampfte auch, nachdem mir gerade zwei »Freundinnen« aus der Highschool in den Uniformen der wohlhabenden Vorstadtmütter (Steppjacke, Designerjeans und Lammfellstiefel) über den Weg gelaufen waren, die mich mit ihren kaum verhohlenen Beleidigungen mehr in Verlegenheit gebracht hatten als der momentane Zustand meiner Haare.

»Das nenne ich mal einen lässigen Look!«, hatte die eine, Betsy, gekräht, während sie und die andere, Ellen, mein Outfit gemustert und dann vielsagende Blicke unter ihren perfekt geföhnten Frisuren getauscht hatten. »Ich wünschte, ich könnte auch so auf die Straße gehen, aber ich muss aufpassen, schließlich kann mir immer einer von Bills Kunden begegnen.«

»Es kann sich eben nicht jede von uns leisten, eine Jogginghosen-Mom zu sein«, hatte Ellen hochmütig gesagt und einen unsichtbaren Fussel von ihrem trainierten Pilates-Bauch geschnipst.

Ich war dermaßen überrascht gewesen, dass ich einfach nur dagestanden und mir gewünscht hatte, ich könnte in dem glänzend polierten Marmorboden versinken. Mir war nicht einmal eine Lüge eingefallen, und so hatte ich den beiden unwillkürlich gestanden, dass ich nur kurz eine Handtasche zurückbringen wolle, die mir zu teuer sei. Sie hatten mir ein mit-

leidiges Lächeln mit geschlossenen Lippen geschenkt, bevor sie eilig in Richtung Schuhabteilung verschwunden waren.

Betsy Claiborne war die Tochter einer alleinerziehenden Mutter so wie ich, und sie hatte nicht einmal einen College-Abschluss. Nun tat sie so, als wäre sie Jackie Kennedy. Und Ellen Hadley hatte früher Handjobs wie Tic Tacs angeboten, bevor sie vierzig Pfund abgespeckt und den Erben eines Textilreinigungsimperiums geheiratet hatte. Nun verbrachten Betsy und Ellen ihre Zeit damit, ihre Kinder in einem Range Rover durch die Gegend zu chauffieren und an Schlaf- und Fitnessmangel leidenden Müttern in Kaufhäusern aufzulauern.

Ich war so erbost, dass ich vor Wut zitternd zur Rolltreppe gestapft war und die beiden Schnepfen, mein Bankkonto, meinen Mann und sogar Marc Jacobs selbst, der ja gar nichts dafür konnte, dass mir das Geld für die Wasserrechnung und die Zuzahlungen an den Kinderarzt fehlten, zum Teufel gewünscht hatte.

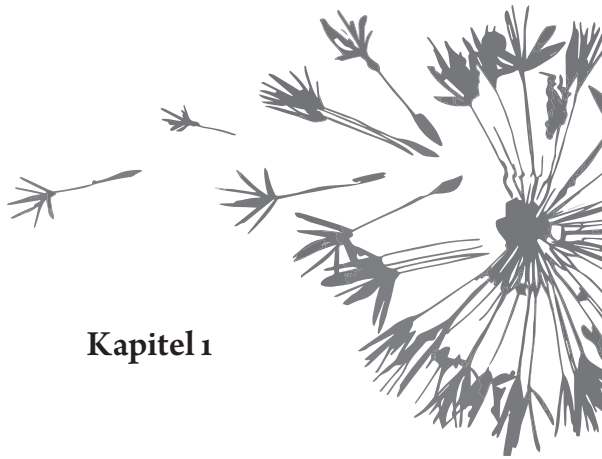
Ich liebte diese Tasche, ich hatte sie zur Arbeit, zur Apotheke, zur Grundschule, zur Tanzschule und zum Schnellimbiss mitgenommen. Nicht in ein schickes Restaurant, nicht in eine Boutique, nicht einmal in die noble Universitätsbücherei, die ich manchmal mit meinem Kleinen aufsuchte, weil es dort schöneres Spielzeug gab und der Teppichboden weniger abstoßend war. Wenn sie von den zickigen Vorstadtmüttern nicht gesehen wurde, existierte sie dann überhaupt?

Zugegeben, die Tasche bedeutete mir nicht etwas, weil man mit ihr andere Leute neidisch machen konnte. Sie war ein Anker aus gestepptem rotem Leder, der mich mittels einer schmalen Goldkette mit einem früheren Leben verband. Ihre Glieder waren Verbindungen zu meinem

wahren Ich, zu der Person, die cool und witzig und spontan gewesen war, die hippe Kleidung getragen und später als um halb sechs ihr Abendessen zu sich genommen hatte, die sich ausländische Filme angeschaut und die neuesten Romane gelesen und die ihr Gesicht im Spiegel noch erkannt hatte. Das bedeutete, dass ich immer noch Abbey war und nicht nur Mommy oder Mrs. Lahey. Die Tasche hätte mein früheres Ich noch ein bisschen länger am Leben erhalten können, wäre die Kette nicht schließlich unter der enormen Belastung gerissen und hätte mich – wahrscheinlich für alle Ewigkeit – in die Vorstadtmütterhölle gestürzt.

Aber in Anbetracht dessen, wie die Dinge in letzter Zeit liefen, war es vielleicht ganz gut, dass ich auf dem kalten Marmorboden von Nordstrom das Bewusstsein verlor.

Schließlich brauchte ich wirklich eine Pause.



Kapitel 1

Der Tag vor meinem Unfall begann wie jeder andere Morgen in meinem Leben – mit dem puren Chaos. Der Hund bellte, der Kleine brüllte, meine Tochter hatte wieder ins Bett gemacht, und mein Mann Jimmy war längst zur Arbeit gefahren. Jimmy stand gewöhnlich gegen fünf Uhr morgens auf, zog leise seine Arbeitsklamotten und seine Arbeitsstiefel an, packte sein Lunchpaket ein und schlich sich dann durch die Hintertür hinaus wie ein Einbrecher. Er achtete immer sehr darauf, uns nicht zu wecken, aber egal, wie vorsichtig er sich davonstahl, eins der Kinder spürte die Veränderung in der Atmosphäre und wachte grundsätzlich in dem Moment auf, in dem Jimmys Truck aus der Einfahrt rollte. Vielleicht war auch nur das Frühaufstehen vererbbar.

An diesem Morgen um zwanzig nach fünf, gerade als Channing Tatum mir den Schlüssel für das Home-and-Garden-Television-Traumhaus übergeben wollte, wurde ich jedenfalls schlagartig wach, denn beide Kinder riefen nach mir. Sekunden später hievte ich den dreißig Pfund schweren Sam aus seinem Kinderbett und trug ihn durch den Flur zu dem Zimmer, aus dem gedämpfte Wimmerlaute kamen. Gleich darauf sah ich den verräterischen gelben

Fleck und die zerwühlte Bettwäsche, bevor ich in einem weißen Wäschekorb ein Häufchen entdeckte, das die Form eines kleinen Mädchens hatte.

»Du bist sauer auf mich, das weiß ich«, sagte eine Stimme unter der Schmutzwäsche.

»Es ist viel zu früh für psychologische Kriegskunst, Gloria«, erwiderte ich. »Ist doch bloß ein bisschen Pipi, nicht weiter schlimm.«

»ES IST SCHLIMM!«, schrie das Wäschehäufchen.
»NIEMAND SONST IN MEINER KLASSE MACHT INS BETT!«

»Ich glaube, es gibt viele Kinder, die ins Bett machen«, sagte ich. »Nimm Sam zum Beispiel. Er hat vierundzwanzig Stunden Pipi in seiner Windel.«

»Aber er ist noch ein Baby, er zählt nicht«, argumentierte das Häufchen. »Ich gehe nie wieder in die Schule, nie, nie, nie wieder!«

Lass dir schnell was einfallen, Mommy, befahl ich mir und schüttelte rasch den Nebelschleier des frühen Morgens ab. Unser Tag war gerade einmal drei Minuten alt, und schon stieß einer von uns Drohungen mit monumentalen Nachwirkungen aus.

Ich ließ den Kleinen an meinen Beinen hinuntergleiten, und er watschelte zu etwas Verbotenem davon, während ich vor dem Wäschehäufchen in die Hocke ging. Ich grub meine Tochter aus und zog sie dann eng an mich, spürte ihren vertrauten warmen Atem, die verwuschelten braunen Locken, ihren flauschigen Pyjama.

»Ich werde dir ein Geheimnis verraten«, flüsterte ich.
»Weißt du, wer früher auch ins Bett gemacht hat, bis er zehn Jahre alt war?«

»Wer?«

»Daddy.«

»Unser Daddy?«

»Ja, unser Daddy«, schwindelte ich. »Es passierte ihm ständig.« Gloria blieb still, also schmückte ich die Notlüge mit einer Extraportion Drama aus. »Und weil Daddy im Etagenbett oben lag, tropfte es auch noch auf Onkel Pat hinunter.« Ihre Augen wurden groß. Ihr Mund stand offen. »Aber eines Tages war Daddys Blase groß und stark genug, um die ganze Nacht durchzuhalten, und ab da hat er nie wieder eingenässt. Und so wird es auch bei dir sein. Du musst einfach noch ein bisschen größer werden, und deine Blase wird es schließlich schaffen so wie die von Daddy.«

»Wirklich?«

»Absolut«, sagte ich und drückte ihren kleinen Körper fest an mich. Sie fühlte sich in meinen Armen so zerbrechlich an. Obwohl sie dreieinhalb Jahre älter war als ihr Bruder, wog sie nur ein paar Pfund mehr.

Offenbar kaufte sie mir die Daddy-Geschichte ab, denn sie schaute mich nun mit ihren großen braunen Augen an, und einen Moment lang sah es so aus, als würde sie mir ihr herrliches Gloria-Lächeln schenken. Aber plötzlich meldete ihr Kleiner-Bruder-Sonar, dass Sam gerade dabei war, die Küche von Promiköchin Barbie auseinanderzunehmen. Sie sprang auf und stieß mich unsanft gegen das Bücherregal. Es folgte ein endloses Tauziehen, das sicher die äußersten Belastungsgrenzen der modernen Spielzeugtechnik auf die Probe stellte und mir gerade genügend Zeit verschaffte, um nach unten zu laufen und die Kaffeemaschine einzuschalten.

An diesem Morgen würde ich eine Extradosis Koffein benötigen. Vielleicht sogar eine intravenöse Dauertropfinfusion.

Nach dem dreistündigen Morgenwahnsinn waren alle im Wagen verstaubt, zusammen mit diversen Kuschtieren, Rucksäcken, Pausenbrotten, Trinkflaschen, Regenschirmen und, nur für alle Fälle, Ersatzunterwäsche. Auch ich hatte meine notwendigen Sachen dabei: Aktenordner, Laptop, Wochenkalender, Wasserflasche, Reisezahnbürste und neben mir auf dem Beifahrersitz – mit hochrotem Gesicht vor lauter Scham über die schäbige Umgebung – meine neue Handtasche.

Eigentlich wollte ich der Tasche mit einem hipperen Outfit als üblich die Ehre erweisen, doch wieder einmal hatte Bequemlichkeit über Stil gesiegt. Beim Anziehen hatte ich einen Moment lang auf mein bestes Bürooutfit gestarrt, einen taillierten schwarzen Hosenanzug von J. Crew, und mir vorgestellt, wie ich die Flure der Vorstandsetage entlangstöckelte. Aber dann hatte ich das Bild verdrängt, weil es mir bereits zu viel war, mich mit den hohen Absätzen auseinanderzusetzen, die dafür erforderlich waren, ganz zu schweigen von den zusätzlichen Kosten für die Reinigung. Also entschied ich mich stattdessen für meine bevorzugte Alltagsuniform: Strickweste, Rock, flache Schuhe. Die heutige Variante bestand aus einem maschinenwaschbaren dunkelgrauen Bleistiftrock, einem langärmeligen weißen T-Shirt und einer neun Jahre alten lavendelfarbenen Kaschmirweste, deren »Perlen«knöpfe angeschlagen waren, um das polierte Silber darunter zu enthüllen.

Obwohl mich die meisten Leute wohl als schlank bezeichnen würden, zumindest in voll bekleidetem Zustand, benötigte ich ein Miederhöschen, um den wabbligen Bauchspeck, den ich seit meiner letzten Schwangerschaft nicht mehr loswurde, zu kaschieren. Eines Tages würde ich

mich um die überflüssigen zehn Pfund kümmern – vielleicht mit Spinning oder Yoga oder so etwas in der Art anfangen –, aber für den Moment war meine Strategie elastisches Bodyshaping. Sie funktionierte ganz gut, der Reißverschluss an meinem Rock ließ sich problemlos hochziehen. Zum Schluss schminkte ich meine blaugrauen Augen mit schwarzer Wimperntusche, verzichtete jedoch auf Concealer und Rouge. Es kam ohnehin nie jemand Wichtiges in unser Büro.

Mein Haar war eine andere Geschichte. Einst mein ganzer Stolz und Gegenstand vieler Recherchen und Entwicklungen, waren sie nun am Ansatz braun und an den Spitzen spröde, die blonden Strähnen hatten schon seit Langem einen grünlichen Stich. An diesem Morgen war wie an den meisten anderen keine Zeit für Styling gewesen, es reichte nur für einen kurzen Blick in den Innenspiegel des Autos und das Zusammenraffen zu einem verstrubbelten Dutt. Im Spiegel sah ich außerdem, dass Gloria ihren Bruder finster anstarrte, immer noch verstimmt wegen der Auseinandersetzung am frühen Morgen. Sie sann zweifellos auf Rache, obwohl Sam versuchte, sie mit einer fröhlichen Version von *Itsy Bitsy Spider* für sich zu gewinnen – in Ermangelung des geeigneten Wortschatzes war eigentlich kaum etwas zu verstehen.

»Halt die Klappe!«, schrie Gloria. »Das ist nicht mal das richtige Text!«

»Erstens sagt man nicht ›Halt die Klappe‹. Zweitens heißt es ›der‹ richtige Text«, korrigierte ich in meinem selbstsichersten Mommy-Ton. »Und bitte schrei deinen kleinen Bruder nicht an.«

»Aber er nervt!«, klagte sie, die kleinen Hände vor Frust zu Fäusten geballt.

»Nun, das mag vielleicht stimmen«, sagte ich. »Du solltest dennoch besser vorsichtig sein. Er wird dich bald überragen.«

Ich erkannte zu spät, was ich gesagt hatte, und verfluchte insgeheim die witzelnde Mommy. Es war keine gute Idee, Glorias Größe zu erwähnen, und schon gar nicht auf dem Weg zur Schule, wo ihr jeden Tag schmerzhaft bewusst war, dass sie die Kleinste in ihrer Klasse war. Aber sie überraschte mich mit einer Frage, statt in Tränen auszubrechen.

»Warum bin ich so klein, Mommy?«, wollte sie wissen.

»Du bist nicht klein«, log ich.

»Doch. Bin. Ich. Mommy«, erwiderte sie, und ihr Ton gab mir einen heimlichen Vorgeschmack auf den Teenager Gloria. »Warum?«

»Na ja, die Menschen kommen in allen Größen und Formen auf die Welt, und du bist eben zufällig zierlich geraten«, erklärte ich. »Du wirst schon noch wachsen. Hab einfach Geduld.«

Ich wusste, dass das nicht die Wahrheit war. Gloria war sehr klein und würde es wahrscheinlich immer sein. Laut vieler Spezialisten, die wir vor und unmittelbar nach Glorias Geburt konsultiert hatten, litt sie an intrauterinem Kleinwuchs, bedingt durch eine Dysfunktion meiner Plazenta. Statt ein All-you-can-eat-Büfett hatte Gloria im Mutterleib eher auf einer Abspeckfarm gelebt. Ihre kognitiven Fähigkeiten waren nicht eingeschränkt, nur ihr Wachstum. Nicht fair für ein Kind, dessen Eltern beide überdurchschnittlich groß waren und dessen Bruder ständig neue Moppelrekorde brach. Zum Glück erreichten wir den Schulparkplatz, bevor sie sich weitere Fragen ausdenken konnte.

Aus der Ferne betrachtet sah die Grundschule sehr hübsch aus mit ihrer von Kirschbäumen gesäumten

Einfahrt, den großzügigen Rasenflächen und der Fahnenstange in dem ummauerten Blumenbeet. Aber aus der Nähe betrachtet war es wie im russischen Sozialismus: grobe Betonwände, billige Holztüren und dringend erneuerungsbedürftiger Anstrich. Die Schule war seit Jahrzehnten nicht mehr renoviert beziehungsweise gründlich gereinigt worden. Die Klassenräume waren überfüllt, Sicherheitsvorkehrungen gab es nicht, und im Winter lief der Heizkessel so heiß, dass die Schüler ihre T-Shirts durchschwitzten. Niemand schien davon Notiz zu nehmen oder sich zu beschweren, wir waren schließlich alle Veteranen des öffentlichen Schulsystems.

Ich löste die Gurte der Kinder, hob Sam aus dem Wagen, nahm Glorias Sachen heraus, fing Sam rasch wieder ein, bevor er auf die Straße laufen konnte, und lenkte dann die zwei kleinen Gestalten in Richtung Eingang. Lächelnd und nickend, doch zügig manövrierte ich die Kinder an der Polonaise aus silbernen Minivans vorbei, an den Vollzeitmüttern, die sich nach einer Unterhaltung sehnten, an einem verwirrten Großvater, der eine tropfende Lunchbox in der Hand hielt. Er hoffte wahrscheinlich, dass sich jemand seiner erbarmte und ihm half, aber an diesem Morgen würde das nicht ich sein. Ich wusste, ich hatte genau achtundzwanzig Minuten, um Gloria in das Gebäude zu bringen, danach Sam bei seinem Großvater abzuliefern und schließlich ins Büro zu fahren, gut zehn Meilen nach Conshohocken. Ich tat so, als würde ich die Kantinenmitarbeiterin nicht sehen, die mir winkte, und grüßte kurz im Vorbeigehen meine hochschwangere Nachbarin Mary Anne, die ihre drei Jungs ablieferte. Ich würde mit ihr am Wochenende über den Zaun hinweg plaudern. Oder in fünfzehn Jahren.

Drinnen gab es ein Abschiedsküsschen, und Gloria machte sich auf den Weg in ihr Klassenzimmer – eine wippende Plüschmütze, ein riesiger Ranzen und Stiefel. Sam und ich schauten ihr einen Moment lang hinterher. Sie wirkte so selbstsicher und patent, der Vorfall am Morgen schien beim schrillen Bimmeln der Schulglocke vergessen.

»Tiss Lori«, brabbelte Sam und lenkte meine Gedanken ruckartig wieder auf die bevorstehende Aufgabe.

»Na komm, kleiner Mann, schaffen wir dich zu Grandpa«, sagte ich.

Wenn Glorias Schule das sozialistische Russland war, dann war Sams Tag ein Besuch in Mitteleuropa. Jimmys Vater Miles, ein freundlicher, aber zerstreuter Ire, kümmerte sich an vier Tagen in der Woche um Sam, während ich im Büro Präsenz zeigte. Miles hatte im Laufe der Jahre verschiedene Firmen besessen – eine Schreinerei, einen Malerbetrieb, eine Autowerkstatt –, er konnte sogar auf eine kurzlebige Karriere als irischer DJ zurückblicken (überraschend populär in unserer Stadt). Sein Haus war für kleine Jungs ein Paradies, vollgestopft mit Werkzeuggürteln, handgefertigten Holzspielzeugen, rostigen Angelruten, Plattenspielern aus den Sechzigern und alten Autoteilen. Sam hatte bei seinem Großvater zwar keinen Kontakt zu anderen Kindern, dafür würde er mit sechs Jahren höchstwahrscheinlich in der Lage sein, das Getriebe unseres Wagens zu reparieren oder das Dach neu zu decken.

Als Jimmys Mutter noch gelebt hatte, hatte das zwei-stöckige Backsteingebäude freundlich und ordentlich ausgesehen. Seit Janes Tod gab es von ihr kaum noch eine Spur – abgesehen von einem Raum. Es handelte sich um das Wohnzimmer, und selbst Sam durfte es nicht betreten. Miles bewahrte es so, wie seine geliebte Jane es hinterlassen hatte. Als ob er Angst hätte, dass sie jeden

Moment hereinkommen und fragen könnte, wer ihre Porzellanfiguren verstellt hatte und warum die Vorhänge immer noch zugezogen waren.

Als ich vor dem Haus hielt, krampfte sich wie üblich mein Magen zusammen, aber in meinem Fall nicht nur aus schlechtem Gewissen gegenüber meinem Sohn, sondern auch gegenüber meinem Schwiegervater. Wie konnte es sein, dass ein neunundsechzigjähriger Handwerker im Ruhestand, der selbst ein bisschen Betreuung nötig hatte, auf unseren lebhaften kleinen Jungen aufpassen musste? Sam gehörte eigentlich in eine Krippe oder in einen Kindergarten, wo er basteln und singen konnte, statt Frühstücksfernsehen zu schauen und die Lottoziehungen zu verfolgen. Seit die Gartenpflege unter der Wirtschaftskrise eingebrochen war, hatten Jimmy und ich allerdings kein Geld für eine Kindertagesbetreuung oder einen regelmäßigen Babysitter. Ich wusste, Miles vergötterte Sam, und Sam vergötterte Miles, aber ich machte mir trotzdem Sorgen. Der alte Mann wurde immer vergesslicher, und er bewegte sich viel langsamer als früher.

»Es ist nur vorübergehend, es ist nur vorübergehend, es ist nur vorübergehend«, betete ich mir selbst stumm vor, hob Sam aus seinem fleckigen Kindersitz und setzte ihn auf dem kleinen Rasen ab. Ich schnappte mir seine Tasche und seinen geliebten Dinosaurier und folgte ihm, als er auf das Haus zulief.

Die Tür öffnete sich, und heraus trat Miles, der mit seiner Wollmütze, dem groben beigen Strickpullover und dem geschnitzten Gehstock aussah wie das Kunstporträt eines Großvaters.

»Guten Morgen, mein kleiner Kamerad!«, rief er, schlurfte Sam entgegen und ergriff mit seiner wettergeerbten Hand sanft Sams kleine Kinderhand.

»Hi, Pop«, sagte ich und hielt ihm Sams Sachen entgegen. Dann gab ich Sam einen Kuss auf den Kopf. Bevor ich zum Wagen zurücklief gab ich noch Last-Minute-Anweisungen. »Achte darauf, dass er heute sein Mittagsschläfchen macht. In der Tasche ist Windelcreme. Und keinen Bohnendip mehr!«

Während ich den Motor startete, beobachtete ich, wie Miles Sam die beiden Eingangsstufen hochhalf. Ihre ungezwungene Kameradschaft hätte mich trösten müssen, aber im Bewusstsein, dass ich die nächsten acht Stunden von Sam getrennt sein, das Gebrabbel und Gegluckse und die kleinen alltäglichen Unfälle verpassen würde, biss ich mir auf die Unterlippe, um die Tränen zurückzuhalten.

Ich traf nur wenige Sekunden vor meiner Chefin bei Elkins Public Relations ein, warf meine neue Handtasche in meiner grauen Bürozelle unter den Tisch, ließ mich auf den Stuhl plumpsen, nahm den Deckel von meinem Kaffeebecher ab und starrte konzentriert auf meinen Computer, als würde ich schon seit Stunden E-Mails lesen.

»Morgen, Abbey«, säuselte Charlotte, meine ehemalige Untergebene und inzwischen Vorgesetzte mit der perfekten Frisur, der perfekten Bluse und dem perfekten Hintern.

»Guten Morgen«, sagte ich, ohne die Augen von meinem Bildschirm abzuwenden. »Wir sehen uns gleich.«

»Eigentlich muss ich dich unbedingt noch vor dem Meeting sprechen«, erwiderte sie und schwebte auf ihr Eckbüro zu.

Klar musst du mich vorher sprechen, dachte ich. Schließlich soll ich dich kurz auf den neuesten Stand bringen, weil du ja immer viel zu beschäftigt bist damit, ein Schwätzchen zu halten, statt deine Arbeit zu erledigen. Ich seufzte inner-

lich und kickte den Riemen meiner Handtasche weg, der sich um meine Füße verheddert hatte. Dann schnappte ich mir meinen Notizblock. Ich zog eine Grimasse, als ich an Jules, meiner besten Freundin, vorbeikam, die auch so tat, als würde sie arbeiten, obwohl sie in Wirklichkeit den neuen FedEx-Boten auf Instagram verfolgte.

Sekunden später stand ich in Charlottes lichtdurchflutetem Büro und befahl mir, keine Informationen preiszugeben und auch nicht mit meinem üblichen Geplapper das Schweigen zu überbrücken. Knackarsch drapierte sich adrett in ihrem lederbezogenen Bürosessel, ohne mir einen Stuhl anzubieten, und begann mit der üblichen Befragung.

»Alsooo, was gibt es Neues bei unseren Freunden von Maxim Pest?«

Ich holte tief Luft. »Jules und ich haben den Herbstrundbrief praktisch fertig, wir warten nur noch auf ein letztes Foto vom Kunden«, erklärte ich und tat so, als würde ich nicht bemerken, dass Charlottes Blick von meiner verwaschenen Strickjacke zu meinen abgewetzten Ballerinas hinunterwanderte. »Und ich hab mich richtig ins Zeug gelegt, um die Kunde von dem neuen Bettwanzenbekämpfungsmittel zu verbreiten. Ein paar Blätter haben Interesse, aber es steht noch nichts fest.«

Tatsächlich hatte ich eine ziemlich heiße Spur. Wochenlang hatte ich mich umgehört, ich stand ganz dicht davor, einen Reporter von der *New York Times* zu überzeugen, unseren Kunden Max DiSabatino zu interviewen, der ein streng geheimes Produkt gegen Bettwanzen entwickelt hatte. Max war der Gründer und Eigentümer von Maxim Pest, dem größten Schädlingsbekämpfungsunternehmen in und um Philadelphia, und er war ein derart einschüchternder, jähzorniger Mann, dass er mich mehr

Nächte wachhielt als mein zahnendes Kind. Die Kommunikationsstrategie seiner Firma war meine Hauptaufgabe bei Elkins PR.

Bevor ich Mutter geworden war, hatte ich einige der besten und kreativ anspruchsvollsten Kunden der Agentur vertreten: Web-Entwickler, Restaurants, Architektenbüros und den Kunstverein. Aber seit ich nicht mehr für Geschäftsreisen oder für Kundentermine bis spät in die Nacht zur Verfügung stand und seit Charlotte zur Vizepräsidentin befördert worden war, bekam ich all die Kunden zugeteilt, die keiner haben wollte – Kammerjäger, Chemiefabrikanten, Pilzfarmen. Wenn Projekte etwas beinhalteten, an das die meisten Menschen lieber nicht dachten, waren es meine. Solche, die ich gerne übernommen hätte, aus dem kulturellen oder medizinischen Bereich, riss Charlotte entweder direkt an sich oder gab sie einem ihrer perfekten Klone, die sie vor Kurzem eingestellt hatte.

Trotzdem, ein Artikel in der *New York Times* ergab sich nicht alle Tage, und wenn ich dieses Interview auf den Weg bringen konnte, würde mir das ein paar Monate lang Ruhe verschaffen, ohne dass ich ständig gefragt wurde, was als Nächstes kam. Und was die Weihnachtsgratifikation betraf, die im November ausbezahlt wurde, hätte das Timing nicht besser sein können. Aber ich wusste auch, dass ich vorerst kein Wort darüber verlieren durfte. Wenn ich es Charlotte erzählte, würde sie es im Personal-Meeting als ihre Idee verkaufen und mich von da an ständig damit verfolgen. Wenn das Interview nicht zustande kam, würde es aussehen, als wäre ich mit etwas gescheitert, das von Anfang an wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hatte. *Sag nichts*, befahl ich mir, während ich versuchte, mich rückwärts langsam aus Charlottes Büro zu entfernen.

So einfach ließ sie mich allerdings nicht davonkommen. »Abigail, du hast doch sicher etwas in der Mache«, sagte sie und rümpfte skeptisch ihre Nase. »Du weißt, wie wichtig dieser Kunde für die Firma ist. Für Richard.«

»Ich verspreche, ich arbeite daran«, erwiderte ich in leicht angespanntem Ton. Die Erwähnung von Richard Elkins, dem Besitzer unserer Agentur, löste schon wieder eine kurzzeitige Panikattacke bei mir aus. »Aber Maxim Pest ist nicht gerade unser spannendster Kunde. Zudem gab es wieder eine Massenschießerei, und es ist Wahljahr. Niemand interessiert sich für Bettwanzen.«

»Es ist unser Job, die Leute dafür zu interessieren«, sagte Charlotte in scharfem Ton. Dann beugte sie sich mit ungläubiger Miene vor. »Du betreust diesen Kunden nun schon eine ganze Weile. Hast du wirklich *gar nichts*?« Sie stellte meine Fähigkeiten infrage. Und das ließ mich innerlich aufheulen. Trotz meiner ungepflegten Erscheinung bin ich sehr gut in meinem Job, hätte ich am liebsten gebrüllt. Natürlich habe ich was. Ich habe in einer Woche mehr Pressekontakte gemacht, als du in deiner ganzen bisherigen Karriere hattest. Aber ich blieb stumm und starrte auf die kleine Kristalluhr auf ihrem Schreibtisch. Einen Augenblick später hörte ich sie seufzen. »Wenn der Kunde zu schwierig ist, sollten wir in Erwägung ziehen, dir jemanden zur Seite zu stellen. Vielleicht Britney. Sie hat einige neue Ideen.«

Mein Kopf fuhr ruckartig hoch, und ich musterte Charlottes Gesicht. Sie meinte es ernst. Wenn ich ihr nicht irgendetwas gab, würde sie mich mit irgendeinem hübschen jungen Ding zusammenstecken, mich vielleicht sogar zurückstufen.

Guter Schachzug, Charlotte. Bravo!

»Na ja, es gibt einen Journalisten, der scheint interessiert zu sein ...«

Ihre Augen wurden schmal, und sie lehnte sich triumphierend in ihrem Bürosessel zurück. »Und?«

»Ich hatte ein kurzes Gespräch mit Marty Alyward von der *New York Times*. Offenbar arbeitet er gerade an einem Artikel über neue Schädlingsbekämpfungstechniken, er würde sich gern nächste Woche mit Max treffen.«

»Fabelhaft«, sagte Charlotte und griff nach ihrem silbernen Kugelschreiber, um sich gleich darauf etwas zu notieren.

»Na ja, es ist noch nicht sicher, darum sollten wir nicht zu früh in Begeisterung verfallen«, erklärte ich. »Ehrlich, bis jetzt ist es nur ein Vielleicht. Ich möchte vermeiden, dass Richard davon erfährt, sonst denkt er, die Sache sei bereits geritzt. Bitte, sag ihm nichts davon ...«

»Natürlich. Das verstehe ich absolut.« Sie nickte mit großen Augen und falscher Anteilnahme. »Meine Lippen sind versiegelt.«

»Und, na ja, ich musste Alyward ein Exklusivinterview garantieren«, sagte ich im Flüsterton. »Ich hoffe, das ist okay.«

Sie starrte mich nachdenklich an. Dann seufzte sie und fragte: »Ein Exklusivinterview? Ohne mich vorher zu fragen? Nun, ich hoffe, du hast ihm wenigstens eine Frist gesetzt.«

»Eine Frist? Wir reden hier von der *New York Times*, Charlotte«, sagte ich ungläubig.

Niemand stellte Forderungen an die »Graue Dame«. Man wartete, bis sie auf einen zukam. So lange, wie es nötig ist.

»Setz ihm eine Frist«, wiederholte sie. »Oder zieh das Angebot zurück.« Ich öffnete den Mund, um zu

protestieren, aber hielt mich dann zurück. Charlotte sah auf ihr iPhone und begann, auf eine Nachricht zu antworten, und ich hätte schwören können, dass ihre Lippen sich zu einem Lächeln verzogen. Wahrscheinlich schrieb sie gerade unserem Boss, dass sie ganz dicht an der *New York Times* dran war. Ich wartete und verfluchte mich selbst. Trotz der Drohung hätte ich meinen Mund halten sollen, leider war ich wieder einmal eingeknickt. »Eins noch«, fügte sie mit gespielter Nonchalance hinzu. »Ich benötige eine Auswertung aller aktuellen Quaker-Chemical-Clips, inklusive aller Nachahmungen und vergleichbaren Werbespots, und zwar bis Montagmorgen.«

Ich hätte ablehnen sollen, hätte ihr sagen sollen, dass das bis übernächste Woche warten musste, aber ich war müde, und ich dachte mir, dass es einfacher war, wenn ich nachgab.

»Okay«, sagte ich. »Kein Problem.«

Charlotte lächelte und drehte dann ihre perfekt geschminkten blutroten Lippen und ihren professionell gestylten Bob in Richtung Bildschirm, sodass ich nur noch ihren fitnessgestählten Rücken sah. Ich war das von ihr gewohnt, und ich wusste, was es bedeutete.

Die verwaschene Strickjacke, die abgewetzten Schuhe und ich waren entlassen.

Drei Stunden später saß ich an einem Tisch in dem einzigen Lokal, das in Fußnähe zu meinem Büro lag. Es warb mit den größten Bagels der Gegend und war meine Glücksoase. Während mein Sesamungetüm mit Knoblauch-Cream-Cheese light abkühlte, checkte ich meinen Posteingang und betete darum, eine Antwort von der *New York Times* erhalten zu haben. Ich rang innerlich mit mir selbst, ob ich Alyward noch einmal anschreiben sollte oder nicht, und

entwarf dann mehrere Versionen einer »Wollte nur mal kurz nachhaken«-E-Mail, bevor ich alles frustriert wieder löschte. Stattdessen las ich den Presstext Korrektur und schauderte bei der Vorstellung, den ganzen Nachmittag damit zu verbringen, *Fünf Tipps von Maxim Pest, um Stinkwanzen in Sickeranlagen zu »versenken«* an unschuldige Journalisten zu verkaufen. Ich seufzte und klappte meinen Laptop zu.

Frustriert schaute ich durch das Fenster auf die hübschen, beschaulichen Straßen von Conshohocken, einer historischen Industrievorstadt von Philadelphia, die versuchte, sich als eine Enklave für mittelständische Unternehmen neu zu erfinden, und seufzte wieder. Sicher, das Örtchen bot einen hübschen Ausblick auf den Schuylkill River, erhob keine Lohnsteuer und wandelte ehemalige Lagerhäuser in offene Büroflächen um, aber ich vermisse es trotzdem, in der Stadt zu arbeiten, wo das geschäftige Treiben selbst Stinkwanzen wichtig erscheinen ließ.

Ich biss gerade in meinen Bagel, als eine SMS von Jules kam. Sie benötigte »noch ein paar Minuten«, was alles bedeuten konnte zwischen drei und dreiunddreißig. Jules, meine beste Freundin seit dem College, war eine notorische Zuspätkommerin. Sie war das jüngste von sechs Kindern eines Hippiepäarchens, die alle innerhalb von zehn Jahren geboren worden waren. Dinge wie Stundenpläne, Regeln und Abgabetermine waren für Jules nur Worte, Zeit betrachtete sie als willkürlich, nicht endlich. Manchmal hatte Jules' Unpünktlichkeit tragische Konsequenzen – versäumte Termine oder große Diskussionen, verpasste Flüge –, aber sie änderte ihr Verhalten nicht. Sie dachte nicht mal daran, eine Uhr zu tragen. Als sie Grafikerin wurde, und zwar eine verdammt gute, hatte sie erst recht keinen Grund, sich zu bessern, weil ihr ständiges

Zuspätkommen von ihren Vorgesetzten als »künstlerische Eigenheit« abgetan wurde.

Ich dagegen ärgerte mich normalerweise darüber, besonders wenn es meinen absurd straffen Zeitplan durcheinanderbrachte, aber nach dem schrecklichen Vormittag brauchte ich einen Moment für mich, um mich zu sammeln. Ich biss wieder in meinen Bagel, kaute und holte anschließend Luft, bevor ich das Prozedere so oft wiederholte, bis ich den Snack halb verspeist hatte. Als ich danach alles mit einem Schluck Kaffee hinunterspülte, war ich in einer besseren Verfassung, belebt durch die Kohlenhydrate, ganz zu schweigen von dem Luxus, fünf Minuten zu haben, ohne dass mich jemand um etwas bat.

Ich hievte meine schwere Arbeitstasche auf den Tisch und brachte dadurch Salz- und Pfefferstreuer zum Tanzen. Die neuesten Ausgaben von *Der Schädlingbekämpfer* und *Ungeziefer heute* hätte ich mir eigentlich zuerst vornehmen sollen, aber ich beschloss, dass ich es verdient hatte, ein paar Minuten lang in den aktuellen Modemagazinen zu blättern, wenn sie mir auch jedes Mal ein schlechtes Gewissen wegen meiner ungesunden Lebensweise verursachten – die kostenlosen Zeitschriften waren eins der wenigen guten Dinge, die man genießen konnte, wenn man in der PR-Branche arbeitete.

Ich nahm meine neunhundert Seiten starke September-*Vogue* heraus, die inzwischen einen Monat alt war, und blätterte durch den bunten Reigen aus extravaganten Stiletto, langen Gliedmaßen und glänzenden Lippen, bevor ich mich in einen Artikel über eine junge Mutter in unverantwortlich hohen Absätzen und einem Ballkleid aus rotem Taft vertiefte. Ihre zwei kleinen Töchter streiften in hauchzarten weißen Kleidern zwischen Zypressen und

Skulpturen umher, ohne die Welt jenseits davon wahrzunehmen. Die idyllische Szene wirkte Galaxien entfernt von dem Zischen und Klappern und Piepen im Lokal.

Nachdem ich die *Vogue* durchhatte – und von Jules immer noch nichts zu sehen war –, widmete ich mich meinem anderen heimlichen Vergnügen, der *Town & Country*. Die Seiten enthüllten eine Welt, so dekadent und schön, dass es war, als würde man einen verstohlenen Blick auf einen anderen Planeten werfen, auf einen Ort, an dem Rosen niemals welkten und jedes Haus an einem saphirblauen Meer lag.

Ich war erst zur Hälfte durch, irgendwo zwischen den eleganten Teppichen und den noch eleganteren Armbanduhren, als ich es sah. Oder besser gesagt, ihn.

Dort, in der Rubrik Gesellschaft, mit leichtem Unbehagen darüber, dass er fotografiert wurde, aber sehr souverän wirkend in seinem maßgeschneiderten Smoking, war Alexander Collier van Holt abgebildet. Sein Lächeln war breit, sein Haar dicht und dunkel, seine Augen leuchteten. Jedes Merkmal für sich genommen war beeindruckend, zusammen ergaben sie allerdings ein Bild, das selten war unter den lässigen, bärtigen Looks von heute – das Bild des klassisch schönen Mannes. Des Mannes, der für Parfüm oder Armbanduhren warb, nicht für Sneaker oder T-Shirts. Rechts und links von ihm standen zwei Frauen in schlichten Abendkleidern, die eine älter, die andere jünger, aber beide hatten dieselbe Haar- und Augenfarbe wie er. Ihre Hände, die beschützend auf seinen Armen ruhten, verrieten mir, dass auch sie seine Einzigartigkeit erkannten.

Ich beugte mich näher an das Foto heran und betrachtete Alexander van Holts Gesicht, dann ließ ich meine

Gedanken laut entweichen. »O mein Gott!«, sagte ich zu jedem, der mir zuhörte.

Dieser Mann, den ich schlicht als »Alex« kannte, hatte ein Jahr nach dem College im selben Gebäude gearbeitet wie ich. Er hatte ein Praktikum bei Philadelphia First gemacht, einer großen Stiftung, die enorme Geldsummen an die Künste, an Schulen und an die Gesundheitsfürsorge vergab. Meine damalige Firma, eine kleine PR-Agentur, die von zwei ehemaligen Zeitungsredakteurinnen geführt wurde, teilte sich eine Etage mit der Stiftung, und wir profitierten oft von dieser Nähe. Viele unserer Kunden waren Begünstigte der Stiftung und darauf erpicht, uns zumindest einen Teil ihres Kapitals zu geben im Austausch für eine gewisse Medienpräsenz.

Es war überwiegend Routinearbeit gewesen, aber ich liebte Sharon und Barbara, meine klugen und scharfzüngigen Chefinnen. An meinem ersten Tag mit den beiden lernte ich mehr als in einem ganzen Semesterkurs über Methoden in der Medienarbeit, selbst wenn ich nur Kontaktlisten ergänzte, Presseanzeigen faxte und Zeitungsausschnitte in Ringbüchern abheftete. Ich liebte auch das Gebäude, ein ehemaliges Kaufhaus aus dem 19. Jahrhundert, das früher für seine stilvollen Schaufensterdekorationen bekannt gewesen war. Wenn ich morgens durch das Foyer ging, schaute ich immer hoch zu den goldenen Engeln unter der kunstvoll gestalteten Stuckdecke, von denen die Farbe abblätterte. Einst hatten sie über Kunden gewacht, die Bowlerhüte und Rosenwasser kauften, in jenem Sommer schienen sie glucksend zu beobachten, wie ich, eine junge, stylish gekleidete blonde Frau, Tag für Tag vorbeistöckelte.

Es war an einem warmen Tag Ende April, in der Warteschlange vor dem Kaffeewagen im Foyer, als ich Alex das

erste Mal sah. Die Morgensonne warf gelbe Lichtpfützen auf den Boden, die die Seidenstrümpfe der Frauen und die Aktentaschen der Männer erhellten, wenn sie durchquert wurden. Alex stand abseits, am hintersten Aufzug, wo er immer wieder auf einen Knopf drückte und sich Hilfe suchend umblickte.

Er war groß und hager und jugendlich, sein Äußeres war noch ein grober Entwurf des Meisterwerks, zu dem es sich entwickeln würde. Seine Wangen und seine Nase waren sonnenverbrannt, als würde er direkt von der Skipiste kommen, sein dichtes dunkles Haar fiel ihm in die blauen Augen. Er trug einen klassischen dunkelblauen Blazer, ein weißes Hemd und eine hellbraune Hose, teuer und maßgeschneidert aussehend, seine schmutzigen Boots und sein ausgefranster rot-schwarzer Rucksack bildeten einen Kontrast dazu. Das Gesamtbild erinnerte an einen Erlebnispädagogen, der ins Nachwuchsmanagement gewechselt war, die Sorte junger Mann, bei dem sowohl Mütter als auch Töchter ins Schwärmen gerieten.

Er sah mich sichtlich nervös an, als ich mich ihm betont cool und lässig näherte. »Brauchen Sie Hilfe?«

»Danke«, sagte er und lächelte erleichtert. »Das ist heute mein erster Tag, und ich komme einfach nicht dahinter, wie dieses Ding hier aufgeht.«

»Sie brauchen eine Chipkarte«, erklärte ich ihm. »Die Aufzüge sind abgeschlossen.«

Mit meinem Kaffeebecher und meiner Handtasche jonglierend, versuchte ich, meine Chipkarte lässig vor das Lesegerät zu halten, aber sie rutschte mir aus der Hand, flatterte gegen seinen Unterleib und schließlich zu Boden.

Er zuckte kurz zusammen und bückte sich dann, um die Karte aufzuheben. Vor lauter Verlegenheit sagte ich

nichts und betrat den Aufzug, in der Hoffnung, dass die gedämpfte Beleuchtung die roten Flecken in meinem Gesicht kaschieren würde. Alex folgte mir in die Kabine.

»Welche Etage?«, fragte ich leise.

»Fünf«, antwortete er, und die Tür glitt zu.

»Oh, genau wie ich.«

»Philadelphia First?«

»Nein. Ich arbeite für Salmon & Sisley Communications.«

Während der Aufzug hochfuhr, fixierte ich die blinkende Anzeige, die die Etagen zählte, immer noch zu beschämt, um Blickkontakt herzustellen. Es passierte nicht alle Tage, dass ich mich allein mit einem Mann wie Alex auf engstem Raum wiederfand. Die meisten Männer, die ich kennenlernte, rochen nach Imbissbuden und billigem Shampoo. Dieser Mann hier roch wie Weihnachten.

»Ich fange heute bei Philadelphia First an. Ich mache dort ein Praktikum. Ich bin Alex.« Seine Stimme, tief, aber warm, füllte die Kabine.

»Ich bin Abbey. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Freut mich auch, Sie kennenzulernen«, erwiderte er und streckte mir seine Hand entgegen, die andere hielt er schützend vor seinen Unterleib. Ich sah ihn verwirrt an und erkannte, dass er mich auf den Arm nahm. Ich schüttelte seine Hand, und wir lachten beide.

Gleich darauf glitt die Aufzugtür auf, und Alex bedeutete mir, dass ich als Erste aussteigen sollte. Ich wandte mich nach links und ging langsam auf unser Büro zu, insgeheim wünschend, ich hätte die Unterhaltung hinauszögern können. Dann hörte ich seine Stimme.

»Abbey, warten Sie, ich glaube, die gehört Ihnen.«

Ich drehte mich um und sah, dass er mir wieder seine Hand entgegenstreckte, dieses Mal mit meiner Chipkarte. Während

ich zu ihm zurückging, hefteten sich unsere Blicke aufeinander. Still und langsam nahm ich ihm die Karte aus der Hand, unsere Fingerspitzen berührten sich. Es war ein Moment, der sich gefährlich intim anfühlte. Und dann öffnete sich der Aufzug wieder, und namenlose, gesichtslose Fremde störten diesen Moment. Alex lächelte und wandte sich um zur edlen Eingangstür aus Walnussholz und Glas von Philadelphia First.

Ich stand da und beobachtete, wie er langsam aus meinem Leben schritt.

So dachte ich jedenfalls.

Zwei Tage später, als ich gerade damit beschäftigt war, Pressemitteilungen zu faxen, erhielt ich unerwartet einen Anruf. Ich hätte das Klingeln des Telefons beinahe überhört, so laut war das Faxgerät.

»Hallo, Abbey«, vernahm ich eine männliche Stimme, die ein bisschen schüchtern klang. »Hier ist Alex. Wir haben uns neulich kennengelernt.«

»Hi! Wie geht's?«

Ich drehte mich mit meinem Stuhl weg von dem Lärm und beugte mich vor, einen Finger in meinem freien Ohr. Das hier war wichtig.

»Sie lassen mich wiederkommen, deshalb denke ich, dass ich meine Sache einigermaßen ordentlich mache. Und wie geht es Ihnen?«

»Gut, danke.« Meine Stimme klang höher, als mir lieb war. Ich räusperte mich. Er tat dasselbe, aber er sagte nichts weiter. Unbehagliche Sekunden tickten herunter. Schließlich brach ich das Schweigen mit einer Frage. »Äh ... Brauchen Sie ein bisschen PR oder so?«

»Nein«, sagte er mit einem nervösen Lachen. »Deswegen rufe ich nicht an. Obwohl ich mir sicher bin, dass Sie eine her-

vorragende Arbeit leisten würden. Ich ... ich rufe an, um zu fragen, ob Sie Lust haben, mit mir auszugehen. Freitagabend vielleicht? Die Band von meinem Freund spielt live ... und nicht weit davon gibt es ein neues Thai-Restaurant und ...«

Ich überlegte krampfhaft, was ich sagen sollte. Obwohl sich jede Faser in meinem Leib danach sehnte, seine Einladung anzunehmen, obwohl ich dreiundzwanzig Jahre alt war und jedes Recht hatte, mich auszutoben, und obwohl dieser Mann nett und süß war und mehr als nur ein bisschen sexy, tat ich, was jedes gute, brave Mädchen tun würde. Ich sagte ihm die Wahrheit.

»Ich fühle mich wirklich geschmeichelt«, antwortete ich, und mein Herz pochte laut aus Protest, da es nicht glauben konnte, was ich gleich sagen würde, »aber ich habe einen festen Freund.«

»Gott, tut mir furchtbar leid, dass ich so spät komme«, sagte Jules. »Charlotte wollte unbedingt ein Layout geändert haben, obwohl der Kunde es bereits abgenickt hat.« Sie knallte ihren großen Schlüsselbund auf den Tisch und ließ sich dann mit ihrer riesigen geflochtenen Umhängetasche und ihrer braunen Lunchtüte auf die Bank mir gegenüber fallen. »Nun sitze ich also zwischen zwei Stühlen. Ich weiß echt nicht, was ich machen soll. Ich denke, ich verschicke das Dokument einfach so, wie der Kunde es haben wollte, und erzähle Charlotte, dass er mit ihrer Änderung nicht glücklich war. Oder vielleicht nehme ich doch die geänderte Version und lasse Charlotte die Sache ... Du hörst mir ja gar nicht zu. Was ist los? Sag jetzt bitte nicht, dass es der Termitenrundbrief ist.«

»Nein, der Rundbrief ist gut. Termitenfest. Wirklich.«

»Was ist es dann? Du siehst aus, als hättest du gerade ein Gespenst gesehen.«

»Na ja, das stimmt auch, sozusagen.«

»Was? Wen?«, fragte sie und fuhr ruckartig wieder hoch, nachdem sie zuerst erleichtert in die Lehne zurückgesunken war. Sie hob beide Hände. »Warte! Sag es mir erst, wenn ich alles ausgepackt habe.«

Sie warf ihr Handy und den Schlüsselbund in ihre Tasche, schüttelte ihr langes rotblondes Haar und nahm dann drei Tupperdosen aus ihrer Lunchtüte. Ich warf einen verstohlenen Blick auf den Tisch, gespannt, welche bizarre Kost sie an diesem Tag zu sich nehmen würde.

Für eine (größtenteils) flachbrüstige Bohnenstange wie mich war Jules kurvig und sinnlich und wunderschön. Aber für den Rest der Welt – und in ihrer eigenen Vorstellung – hatte sie circa fünfundzwanzig Pfund Übergewicht. Alle paar Monate probierte sie die neueste Diät aus und kochte dann in ihrer kleinen Studioküche für eine ganze Woche vor, gewöhnlich gab sie dann schon am dritten Tag auf. Ich hatte die Null-Kohlenhydrate-Diät erlebt, die Steinzeit-Diät und die Blutgruppen-Diät. Eine Weile hat sie nur rote und gelbe Lebensmittel gegessen. Ich traute mich nicht, ihr zu sagen, was ich ihr wirklich sagen wollte: dass keine dieser Diäten jemals funktionieren würde und dass ich sie so, wie sie war, perfekt fand. Denn jedes Mal, wenn ich einen Kommentar zu ihrem Aussehen abgab, funkelte sie mich wütend an und reagierte auf dieselbe Art: »Du hast leicht reden. Du hast einen Mann und zwei Kinder. Aber mir läuft die Zeit davon.« Worauf ich immer erwiderte: »Unsinn. Du hast noch jede Menge Zeit.«

Da Jules jedoch in Kürze ihren sechsunddreißigsten Geburtstag feierte, wussten wir beide, dass sie eher recht hatte als ich. Die Zeit war ein grausames und diskriminierendes Miststück, und sie ließ gern pummelige, leicht verpeilte, Hunde liebende junge Frauen hinter sich zurück. Egal, für

wie lieb, schön und talentiert diese von ihren besten Freundinnen gehalten wurden.

Ich sagte also nichts, als Jules ihre Tupperdosen öffnete, sondern beobachtete nur, wie sie den Inhalt auf einen Papp-teller kippte, den sie von der Theke gemopst hatte. Zumindest hielt sie die Asia-Power-Diät, die versprach, dass man langsamer aß und somit schneller satt wurde, wenn man Essstäbchen benutzte, schon die ganze Woche durch. Ich tat so, als wäre es völlig normal, in einem Lokal selbst gemachte Thai-Köstlichkeiten mit Stäbchen zu verzehren, und fuhr mit meiner Neuigkeit fort.

»Weißt du noch, als ich nach dem College in dieser kleinen Agentur gearbeitet habe und im Aufzug diesen Typen kennenlernte? Der das Praktikum machte?«

»Nicht wirklich. Warum?«

»Komm schon, du erinnerst dich bestimmt an ihn. Ich meine, diesen richtig schönen Mann, den ich mit meiner Chipkarte fast kastriert hätte?«

»Das kommt mir bekannt vor. Wollte er nicht mit dir ausgehen oder so?«

»Genau! Und ich Idiot hab Nein gesagt.« Ich drehte die Zeitschrift zu Jules und tippte mit Nachdruck auf sein Gesicht. »Na ja, da ist er.«

»Wow, der weiß aber, wie man einen Smoking trägt«, sagte sie und nahm mir die Zeitschrift aus der Hand.

»Das sollte er wohl. Er ist ein van Holt.«

Jules las die Überschrift. »Und offenbar ein glühender Anhänger von botanischen Gärten ...« Sie rollte mit den Augen und schob die Zeitschrift zu mir zurück. »Wie bewundernswert.«

»Ich habe ihm nicht mal eine Chance gegeben«, sagte ich ernst. »Meine damaligen Chefinnen waren entsetzt. Sie

konnten nicht glauben, dass ich einem van Holt einen Korb gegeben hatte. Beziehungsweise konnten sie nicht verstehen, dass eine Dreiundzwanzigjährige so ein Angebot ausschlug, fester Freund hin oder her.«

»Na ja«, sagte Jules. »Der Kerl ist wahrscheinlich sowieso ein Spinner. Ein Kokser oder ein Stalker oder so.«

»Nein, er machte einen netten Eindruck. Gar nicht wie ein reicher Schnösel. Nicht, dass ich damals geahnt hätte, wer er war.« Ich zog die Zeitschrift wieder näher heran und musterte das Bild genauer, dann hob ich den Kopf. »Warum war ich nur so dämlich?«, fuhr ich fort. »Dieser feste Freund, der, dem ich so treu ergeben war, hat ungefähr drei Minuten später mit mir Schluss gemacht. Hätte ihm nicht früher klar werden können, dass er nicht gebunden sein möchte, nämlich *bevor* Alexander van Holt mich eingeladen hat?« Ich spürte, dass mein Herz schwer wurde, als wäre diese Geschichte erst gestern passiert und nicht schon vor vielen Jahren.

»Hör auf«, sagte Jules. »Warum regst du dich darüber so auf? Es spielt keine Rolle.«

»Ich weiß, es ist dumm, aber ich kann nicht anders, als darüber nachzudenken, wie mein Leben heute aussehen würde, wenn ich damals einfach Ja gesagt hätte«, erwiderte ich.

»O mein Gott, Bee ...« Jules' Tonfall wurde sanfter, sie benutzte meinen College-Spitznamen. »Das war kein Fehler. Du hast ein tolles Leben.«

»Ich weiß, ich weiß. Ich liebe meine Kinder über alles. Sie sind mehr als wundervoll«, erwiderte ich, und meine Augen wurden feucht. »Aber das Leben ist viel härter, als ich dachte. Wir haben kein Geld und auch keine Aussicht, dass irgendwann mehr hereinkommt. Jimmy ist ständig

unterwegs, die Kinder streiten sich andauernd, die Arbeit ist erdrückend, und ich bin einfach nur müde. So unglaublich müde.«

Unerklärlicherweise begann ich zu weinen. Die Tränen kullerten über mein Gesicht und tropften auf die orangefarbene Tischplatte aus Resopal. Ich schob das letzte Stück meines Bagels und die Zeitschriften zur Seite und legte meine Stirn zwischen die Sesamkörner. Dann begann ich, unkontrolliert zu schluchzen. Jules, stets die hilfsbereite Freundin und eine, der nichts peinlich war, streichelte mir mit einer Hand über die Haare und tröstete mich leise, mit der anderen nahm sie ihre Esstäbchen und pickte die Salatblätter von meinem Bagel. Nach ein paar Minuten beruhigte ich mich wieder und ließ mich von der kühlen Tischoberfläche und dem Stimmengemurmel im Hintergrund einlullen.

Als ich schließlich still war, meldete Jules sich zu Wort. »Nun, Abigail Owen Lahey, ich für meinen Teil bin froh, dass du mit diesem reichen Typen nie ausgegangen bist. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, wie du perfekt gestylt und aufgespritzt mit stinkfeinen Botox-Freundinnen beim Lunch sitzen würdest.«

»Ich mir auch nicht«, sagte ich. »Aber ich wette, Mrs. Alexander Collier van Holt braucht sich nie Sorgen zu machen wegen der Hypothekenraten. Und übrigens, glaub nicht, ich würde nicht hören, dass du von meinem Bagel naschst.«

»Sei still, Bitch«, entgegnete sie schlagfertig.

Ich konnte mich darauf verlassen, dass Jules mich selbst unter Tränen zum Lachen brachte.

Jimmy holte immer nach der Arbeit unseren Sohn ab, und Gloria wurde heute von einer der anderen Mütter unserer

Fahrgemeinschaft nach Hause gebracht, was mir ein bisschen Zeit verschaffen würde, um in eine Jogginghose und Hausschuhe zu schlüpfen, das Abendessen vorzubereiten und das Bad ohne Publikum zu benutzen. Ich hatte mich eine halbe Stunde früher aus dem Büro davonschleichen können, dank Charlotte, die ihre Fingernägel auffüllen lassen wollte, da sie zu einem Mitgliedertreffen ins Kunstmuseum musste. Kaum war sie durch die Tür verschwunden, wurden die Computer heruntergefahren und die Taschen so schnell gepackt, als hätte es eine Bombendrohung gegeben.

Nun bog ich in unsere Straße mit den kastenförmigen Ziegelhäusern und den Steinbungalows aus den Siebzigern ein und erreichte gleich darauf unser Haus. Es war im Kolonialstil erbaut und mit seiner genau mittig angebrachten Eingangstür samt Ziergiebel und der weißen Holzfassade, die durch einen blaugrauen Schornstein hervorgehoben wurde, typisch für diese Gegend. Nichts Besonderes, aber stabil und solide gebaut. Es gehörte zu den wenigen Häusern in unserer Straße, die keinen hässlichen Anbau auf der Rückseite hatten. In anderen Wohnvierteln waren wir als vierköpfige Familie Durchschnitt, im katholischen Grange Hill hatten wir gerade erst angefangen.

Wir lebten in einem Pendlerort, einem Bermudadreieck der unteren Mittelschicht, eingeklemt zwischen West Philadelphia, der prestigevollen Main Line und den Pferdegestüten auf den Hügeln von Chester County. Es war die Art von Ort, in dem Eltern ihre Kinder in der Öffentlichkeit noch anschrien, wo Ziergärten und Vogelbäder ohne jegliche Ironie für schick gehalten wurden und wo die Geschäfte nach dem benannt waren, was sie verkauften: »Obst & Gemüse«, »Bier/Wasser« und »Lampen!« Ein Ausrufe-

zeichen hinter dem Geschäftsnamen war in Grange Hill beliebt. Der Ort schien unter jahrzehntelanger Überbeanspruchung und Vernachlässigung zu leiden und hatte eine anständige Grundreinigung mehr als nötig.

Ich fuhr in unsere Einfahrt und stieg im nächsten Moment voll auf die Bremse. Den glänzenden roten Sportwagen, der dort einfach quer geparkt war, verfehlte ich nur knapp. Das personalisierte Kennzeichen – »GRRRR« – gab keinen Hinweis darauf, wem der Wagen gehörte.

»Wer zum Teufel ...«, murmelte ich, schaltete die Zündung aus und schnappte mir eilig meine Sachen.

Als ich die Stufen zur hinteren Veranda hochrannte, bemerkte ich, dass im Haus sämtliche Lichter brannten. Die Hintertür war nicht nur unverschlossen, sie stand einen Spalt offen und schwang mühelos ganz auf, als ich hineinstürmte. Ich bemerkte auch, dass der Hund, der normalerweise an der Tür kratzte, bereits draußen im Garten war.

Panik kroch in mir hoch. Ich warf meine Taschen auf den Küchentisch und lief dann von Zimmer zu Zimmer, obwohl ich mir nicht sicher war, was ich suchte. Diebe? Crack-Süchtige auf der Jagd nach Stoff? Einen Nachbarn, der, bereits betrunken von der Happy Hour, das Haus verwechselt hatte und weggetreten auf unserer Couch lag? Das war tatsächlich schon einmal vorgekommen. (Wir hatten dem Mann einen Kaffee gegeben und ihn dann nach Hause gebracht.)

Und dann hörte ich oben Stimmen und das Geräusch von fließendem Wasser.

»Jimmy?«, flüsterte ich, während ich die Treppe hochschlich.

Jetzt hörte ich ein Kichern. Aber dieses Kichern kannte ich. Als ich die Badtür öffnete, schwebte mir eine Dampf-

wolke entgegen und enthüllte meine Tochter, die auf der Toilette saß, ein großes weißes Handtuch eng um ihren schmalen Körper gewickelt, ein zweites umrahmte ihr rosiges Gesicht. Und direkt vor ihr stand jemand, der noch schlimmer war als ein Einbrecher, schlimmer als ein verzweifelter Süchtiger oder ein betrunkenener Nachbar ... Meine Mutter.

Roberta Eleanor Owen DiSiano war nicht die typische Großmutter oder die typische Mutter. Verdammte, sie war nicht einmal eine typische Frau. Mit ihren zweiundsechzig Jahren trug sie ihr feines blondes Haar kurz, dazu viel Make-up und Ohrringe, die bis zu ihren Schultern herunterbaumelten. Im Sommer lebte sie in Tennisröcken und Neckholdern, an einem kühlen Herbsttag wie diesem trug sie einen flauschigen Pullover, eine enge Jeans, fellbesetzte Stiefel und reichlich Modeschmuck. Neben meiner zierlichen Tochter, die in die weißen Handtücher eingehüllt war, sah sie aus wie eine aufgebrelzte Eskimofrau vor dem kleinsten Iglu der Welt.

Ich musste zugeben, Roberta sah gut aus für ihr Alter, fit und durchtrainiert und gepflegt, aber sie brachte mich schon seit Jahrzehnten in Verlegenheit mit ihrem Kleidungsstil. Ob Tag oder Nacht, ihre Klamotten waren immer ein bisschen zu eng, ein bisschen zu kurz, ein bisschen zu jugendlich. Sie behauptete, sie würde sich ihrem »Tiger Spirit« gemäß kleiden. Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete, und ich wollte auch gar nicht erst fragen. Das Einzige, was ich wusste, war, dass Roberta süchtig war nach Aufmerksamkeit: von Männern, von Frauen, von Bankangestellten, von Barkeepern, von Gloria, von mir, von jedem, der einen Puls hatte.

»Was machst du hier?«, fragte ich, nach Luft schnappend. »Und was macht Gloria bei dir?«

»Entspann dich, Abigail«, erwiderte Roberta, ohne ihre Augen von dem feuerroten Nagellack abzuwenden, der dieselbe Farbe hatte wie ihre Lippen und den sie gerade sorgfältig auf die Zehennägel meiner Fünfjährigen auftrug. »Ich hatte heute früh Schluss, also dachte ich mir, ich hole Gloria von der Schule ab und zeige ihr meinen neuen Wagen.«

»Mom, das kannst du nicht machen. Die haben dort Regeln«, sagte ich verärgert. »Ich muss vorher Bescheid geben, wenn wir jemand anderen schicken, um Gloria abzuholen.«

»Das ist nur eine Grundschule und nicht das Pentagon.«

Gloria schaltete sich ein, ermutigt durch ihre schicken Zehennägel und eine gemeinsame Stunde mit dem Tiger Spirit. »Ja, Mom, es ist nicht das Pentagon.«

Ich schloss die Augen und holte tief Luft, versuchte, ruhig zu bleiben. »Mom, ich möchte wirklich nicht, dass Gloria Nagellack trägt, das weißt du. Und Gloria weiß es ebenso. Ich wünschte, du würdest respektieren, was ich ...«

»Nun, wir Mädels müssen an einem Freitagabend einfach toll aussehen, nicht wahr?«, fiel sie mir rigoros ins Wort und wandte sich dann wieder ihrer Enkelin zu. »Und wenn wir fertig sind, Schätzchen, können wir beide runtergehen und ein Eis essen und uns über Jungs unterhalten!«

»Iiiiih!«, kreischte Gloria. Sie sprang von der Toilette und flitzte aus dem Bad, bevor ich Nein sagen konnte zu dem Eis, den lackierten Nägeln, dem Spaß.

Ich stellte das Wasser ab, dann begann ich, Glorias Sachen einzusammeln, die überall verstreut lagen.

»Mom, wie oft muss ich es dir noch sagen? Mein Leben ist *keine* Folge von *Sex and the City*«, murrte ich. »Ich bin nicht Miranda, und Gloria ist nicht Charlotte, selbst wenn *du* Samantha bist.«



Leigh Himes

Die zwei Seiten meines Herzens

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-7341-0272-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2016

Ein verrückter Unfall und die Frage aller Fragen

Was wäre eigentlich, wenn ... Diese Frage stellt sich Abbey Lahey momentan öfter, was auch daran liegen könnte, dass ihr der Alltag als Mutter zweier Kinder und ihr Job in einer PR-Agentur gerade etwas über den Kopf wachsen. Doch als sie nach einem kleinen Unfall auf einer Rolltreppe wirklich in einem Parallelleben landet, und zwar in einem ziemlich luxuriösen – inklusive dem Mann, dem sie vor Jahren einen Korb gab, der aber immer noch sehr sexy ist – merkt sie bald, dass das Gras auf der anderen Seite vielleicht gar nicht wirklich grüner ist. Und schon bald muss sie sich entscheiden, auf welche Seite ihres Herzens sie hören will ...

 [Der Titel im Katalog](#)